



swissgay.info

Blatt für sexuelle Variation, Politik & Kultur, alle Szenen – vom Internet bis ins Bett, Nr. 7 / Okt. 2016
info@arcados.ch - *ARCADOS Verlag, Postfach, 4005 Basel, Druck: discountprint.ch (ISSN 02297-0622)*

Auflage um die 100

Die Scham ist noch nicht vorbei!

Kürzlich bin ich Peter K. - einem ehemaligen Partyveranstalter in Basel – begegnet. Wir redeten über die Gaybar und deren Kundschaft. Er meinte, dass nicht alle sich dort „auf dem Teller präsentieren“ wollten, wenn man eben hinein sehen kann.

Da schoss es mir durch den Kopf, was wir denn in den letzten vierzig Jahren in Basel mit Schwulen gemacht haben! Nichts bewirkt – alles umsonst? Allmählich hat mir dann gedämmert, dass „diese Scham“ immer noch nicht vorbei ist. Die aktuellen Schwulen leben wohl in einer Art gespaltenem Denken unter- und nebeneinander. Die einen finden Gaylokale als „veraltete Ghettos“ überflüssig und wollen „überall schwul sein“ können (1) und die anderen brauchen noch immer einen „geschützten“ Raum, in dem man sie von aussen nicht sehen kann. Da nützen offenbar auch all die Schwulen, die in den Medien abgebildet werden, alle die „heterofriendly“ Parties überhaupt nichts.

Bei der Gelegenheit erinnere ich an einen Text von Giovanni Dall'Orto über das jüdische und das schwule Ghetto. Darin kommt er zum Schluss, dass der Vorwurf der „Selbstghettoisierung“ völlig verkehrt sei. Heterosexuelle könnten durchaus bei Schwulen verkehren, sie täten das aber fast gar nicht, weil sie immer Angst haben müssten, von anderen gesehen zu werden... (2) Süffisant merkte er an, Schwule werden verstossen, aber woraus denn? *Aus dem heterosexuellen Ghetto.* (> arcados.ch/old, 2008)

„In der Scham erfährt das Subjekt eine Infragestellung und Bedrohung der sozialen Wertschätzung, Akzeptanz und Anerkennung. Das Selbst wird über die Dimension der Fremdperspektive, über den Blick des anderen bedroht und in diesem Blick des oder der anderen erscheint das Selbst als nicht akzeptabel: Wie eine Wunde, die von einer unsichtbaren Hand im Inneren verursacht wurde, unterbricht Scham das natürliche Funktionieren des Selbst.“ (-Bewusstseins, PT) (Kaufmann 1989, zit. nach > 3)

Als ich im April 1977 meinen schwulen Buchladen öffnete, war es mir wichtig, dass man auch herein sehen konnte. Ich baute das Schaufenster jeweils mit Lücken zwischen den Buchständern und Rouleaux von oben her. Unvergesslich sind mir die Szenen, wenn der Bus in der Strasse genau vor dem Laden einige Zeit halten musste, weil es einen Stau hatte. Dann verschwanden Kunden immer hinter irgendwas, oder im Nebenraum weil sie nicht gesehen werden wollten.

Meiner eigenen Scham politisch bewusst geworden bin ich mir an einer Filmvorführung im Kino Palazzo in Liestal. Es wurde der Film „Armee der Liebenden“ von Rosa von Praunheim gezeigt (Anfang 80er). Da fickten zwei Männer vorne auf der Leinwand vor Publikum. Ich lief rot an und musste mich schämen. Vor dem anwesenden hetero Publikum natürlich, das davon nichts mitbekam.

Ein weiteres Beispiel öffentlicher Scham ereignete sich 2008. **Journalist:** *"Wer ist deiner Meinung nach der schwulste Hetero-Promi?"* **Kilchsperger:** *"Da kommt mir spontan Moritz Leuenberger in den Sinn. Oder ist der sowieso ...? Ach nein, der ist ja mit einer Frau zusammen."*

Auf Anfrage lässt der **Mediensprecher** des Bundesrates verlauten: „*Das ist eine haltlose und unwahre Unterstellung, die sich Fernsehmann Kilchsperger offenbar deswegen erlaubt, weil Bundesrat Leuenberger eine öffentliche Person ist. Weitere Kommentare erübrigen sich.*“ (4)

Man kann Eigenschaften haben, die Schwulen zugeschrieben werden, ohne selbst schwul zu sein! Leuenberger und die „gesellschaftstragenden Medien“ tappten voll in die Falle. Ich erinnere mich, wie Leuenberger als Redner am Züripriide 2001 („Sehr geehrte Damen und Damen und Herren und Herren“) die Arme in die Luft streckte, wie dann 2008 Josef Ratzinger nach der Wahl zum Papst.

Ich fragte den Bundesrat über seine Homepage an, *ob ich denn als wirklicher Schwuler mich noch mehr schämen müsse als er?* (5) Ohne Antwort.

Moritz Leuenberger hat reagiert wie jeder durchschnittliche Hetero. Das gestehe ich ihm auch zu. Und die jungen Sozis von heute sind damit keine Garantie, dass ihre Politarbeit auch in den „oberen Rängen“ ankommt! Sie sind überwiegend mit heterosexuellen Anliegen beschäftigt. Bundesrätin Simonetta Sommaruga ist zwar lieb zu und bei Schwulen (und Lesben), solange alles in einem für Heteras normalen (gesetzlichen) Rahmen bleibt. Und auch Anita Fetz (ex POB/SP) hat nichts Umwerfendes zum Publikum gesagt am Züripriide 2016. (6)

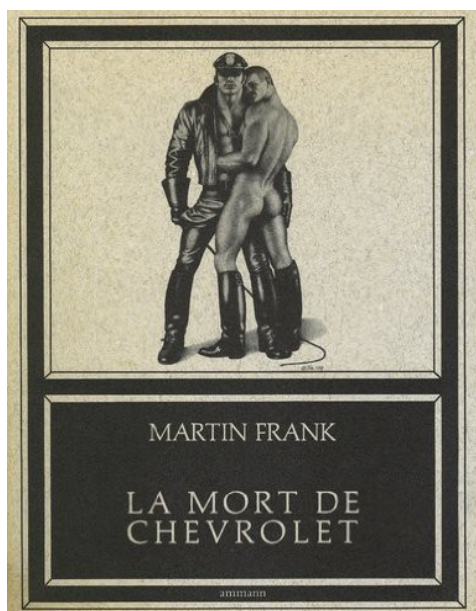
Frau Fetz hat sich öffentlich für ein Burkaverbot ausgesprochen. Und da sind wir schon wieder bei der Scham gelandet. Auf der einen Seite Frauen, die „Bescheidenheit und Tugend“ signalisieren wollen/sollen und auf der anderen Seite die „neuzeitlichen Frauen“ die sich gerade für diese und auch noch öffentlich schämen!

Das kennen wir „Kinder der Schwulenbewegung“ aus eigener Erfahrung. Als wir auf die Strasse gingen und demonstrierten, haben sich viele bürgerliche Homosexuelle/Homophile „für sowas“ geschämt – zusammen mit den „anständigen“ NormalbürgerInnen. *Wir werden wohl nie aus diesen Fallen herauskommen!*

Die Diskussion um die „geschlechts-ungetreuen“ Toiletten-Benutzungen in den USA ist eine hintergründige Scham-Diskussion. Meine Schwester geht manchmal ungeniert auf die Männertoiletten, wenn die von den Frauen zu dreckig oder überlaufen sind. Ich würde mir das im umgekehrten Fall als Schwuler auch erlauben, aber wohl nicht zum Gefallen der Frauen – die sehen mir DAS ja nicht an.

An Schwulenparties sind immer wieder Männer jeglichen Alters aufgetaucht, die sich in einen Frauenfummel gestürzt haben. Das haben wir – naja tolerant – geduldet. Aber neuestens wollen auch Doggy-Fetischisten mit ihren Hunde-Masken und -knochen in die Szene und auf die Strasse. Wo holen wir jetzt wieder das Verständnis dafür her?

1984 erschien im Verlag Ammann in Zürich das Buch „La Mort de Chevrolet“ von Martin Frank. Auf dem Umschlag war eine Zeichenfigur von Tom of Finland abgebildet, die seine Vorliebe für Uniformen, Leder und Unterwerfung zeigten. Eine kurze aber heftige Diskussion über Faschismus und Homosexualität flammte damals auf. Es gäbe sicher weitere Beispiele!



In der Sonntagszeitung vom 18.9.2016 kritisierte Philipp Tingler (Literaturkritiker und Autor) die Eingetragene Partnerschaft in der Schweiz als „altbacken“. Ohne zu würdigen, dass diese mit viel Basisarbeit, parlamentarischer Mitwirkung und unter Federführung einer aufgeschlossenen CVP-Bundesrätin (Ruth Metzler, 1999-2003) in einen neuen Zivilstand gegossen worden ist. Der ihr nachfolgende SVP-Bundesrat Christoph Blocher (2003-2007) hätte sich wohl für so etwas geschämt und die Vorlage in der untersten Schublade versorgt...

Nicht zuletzt schämen sich viele Heterosexuelle, nun auch Homosexuelle gleichberechtigt an ihrer Seite zu sehen, wenn „die Ehe geöffnet“ würde. Andererseits aber schämen sich eben auch Homosexuelle, vor allem Frauen, einen anderen Zivilstand zu haben als die Normalen, obwohl die Unterschiede immer kleiner geworden sind und Frauen ohne Ehemänner nichts besonderes mehr sind.

LondonJames (30 J.) glaubt schon heute daran, dass die Öffnung der Ehe keine coming outs mehr erfordern würden. Man sei einfach verheiratet. Punkt. Damit soll wohl diese Scham als vorbei erklärt sein!

Peter Thommen 66, *Schwulenaktivist*

P.S. 1978 veröffentlichte Anja Meulenbelt ihr Buch für die Frauen: Die Scham ist vorbei

- 1) Immer wieder lese ich in der Heteropresse und in Gaymagazinen, dass Schwule wegen Küssens weg gewiesen, oder gar körperlich angegriffen worden sind, weil sie sich „schwul“ benahmen.
- 2) Giovanni Dall'Orto: Lettera dal „ghetto gay“, Babilonia Nr. 120, 3'1994, pp 59-61, sowie auf giovannidallorto.com
- 3) Tiedemann, Jens L. : Scham, Psychosozial Verlag, 2013, S 9
- 4) rhetorik.ch, Februar 2008, Kilchsperger entschuldigte sich nach seinem Fauxpass schriftlich beim Medienminister (Es gibt Anzeichen, dass intern Druck gemacht worden ist).
- 5) Siehe auch meinen Text auf arcados.ch/old (Müssen sich Heteros schämen? 9.11.2008) und „der noch schwulere“ Hetero-promi, 11.10.2009)
- 6) Tonaufnahme vom Züripride 2016, gayradio Bern.

Mediengeschichte

Erkenntnisse aus den historischen „homophilen Monatsschriften“ der 60er und 70er Jahre

Im Laufe des vergangenen Jahres (1967) hatten wir immer öfter Anlass, in unserer Neuigkeitenrubrik „Aus der Arena des Lebens“ das Ableben einer homophilen Monatsschrift zu melden. Nun ist es zwar so, dass innerhalb der Magazinswelt (als Ganzes genommen) immer neue Titel auftauchen und alte verschwinden. Es ist allgemein bekannt, dass eine Zeitschrift (und nicht unbedingt nur eine homophile!) auch auf die dritte Dimension achten muss – nämlich auf die Zeit. Ein Monatsmagazin hat, wie auch ein Mensch selbst, eine gewisse Lebenszeit.

Bedenklich wird die Sache erst, wenn die Zahl der Gestorbenen die der noch Lebenden übersteigt; und das ist im Augenblick in der homophilen Presse der Fall.

Ende 1965, also vor ungefähr zwei Jahren, konnten die Homophilen noch unter 15 bis 20 verschiedenen Zeitschriften wählen. Seither ist es ständig und unaufhaltsam bergab gegangen, und heute, während diese Zeilen geschrieben werden, kann man die noch erscheinenden homophilen Magazine an den Fingern einer Hand abzählen! Alle übrigen sind mehr oder weniger leise verschieden – und was noch schlimmer ist: es hat sie offenbar keiner vermisst!

An theoretischen Erklärungen für den so oft eintretenden Tod fehlt es nicht. „Rolf“, der ein Menschenleben lang die schweizerische Zeitschrift „Der Kreis“ redigiert und herausgegeben hat, schrieb den Grund dem „steigenden Lebensstandard in den westlichen Ländern“ zu; genauer gesagt den vielen homophilen Bars und neuen Kontaktmöglichkeiten, verstärkt durch die Konkurrenz seitens der skandinavischen homophilen Zeitschriften. Dieses Argument erscheint mir etwas billig, denn die Leser der homophilen Presse kaufen diese wohl kaum, weil sie keinen Kontakt mit Gleichgesinnten finden können! Dass es diesem Kontakt förderlich ist, in manchen homophilen Zeitschriften zu annoncieren, ist eine andere Sache, die am Grundsätzlichen nicht zu rütteln vermag; und das Grundsätzliche lautet, dass Homophile ein Magazin nicht einfach kaufen, weil sie sich einsam fühlen.

Die Nachrichtenübermittlung wird heute viel schneller und wirksamer von Rundfunk und Fernsehen besorgt. - Und diese Theorie hält auch stand, wenn man sie auf die homophile Presse anwendet. Eine Tageszeitung kann die Verbreitung von Nachrichten viel besser und schneller vornehmen als eine Monatsschrift, bei der ausserdem noch hinter jeder Nummer eine lange Produktionszeit steht, die also monatelang vorausgeplant wird, und das Bildmaterial – sei es nun „zahn“ oder „scharf“ - wird in keinem Fall die Dinge übertreffen, die heute jeder Photosammler in seiner Schreibtischlade liegen hat, oder die er in sein Geheimalbum klebt: illegale Kanäle liefern da eine reiche Auswahl!

Überdies kann man mit einer billigen Kleinbildkamera (man bekommt diese Sorte schon um dreissig DM!) Nacktfotos so herstellen, wie man sie haben will, ohne dass man deswegen eine homophile Zeitschrift zu abonnieren braucht (wo der Betreffende dann von Monat zu Monat hofft, etwas zu finden, das seinem individuellen Geschmack entspricht).

Was den Unterhaltungsteil einer homophilen Zeitschrift anbelangt, so hat der Kampf um Gleichberechtigung zwischen Hetero- und Homophilen, der nun durch zwei Generationen geführt wird, wenigstens insoweit Früchte getragen, als heute jeder Buch- und Zeitschriftenhändler auch mit homophilen Romanen und Novellen reich versehen ist. Man kann also sagen, dass sich die homophile Presse auf indirektem Weg selbst überflüssig gemacht hat.

Im vergangenen Jahr mussten wir von einer Menge Zeitschriften Abschied nehmen: dazu gehörten **Der Kreis** in der Schweiz, **One, Tangents, Drum and Two** in den USA, **Följeslagaren** in Schweden, **Der Rundblick** und **Nebenbei** (und bald auch **Der Weg**) in Deutschland, **Pan** in Dänemark – und noch etwa zehn andere. Übriggeblieben sind nur (von den dänischen Magazinen abgesehen) die lesbische Zeitschrift **The Ladder** in San Francisco, die nun als einziges Magazin die nordamerikanischen Homophilen vertritt. Diese braven Mädchen scheinen entschlossen zu sein, ihre Monatsschrift zu publizieren und zu versenden, bis die ganze Welt in Stücke geht. Ausserdem ist das französische **ARCADIE** noch am Leben; es hat offenbar einen kleinen „harten Kern“ von Beziehern, die nichts anderes erwarten als den ewigen Status quo: die neueste Nummer sieht haargenau so aus wie die erste vor nunmehr fünfzehn Jahren! Holland hat im Jahre 1949 verheissungsvoll mit **Vriendschaap** begonnen, das später in **Dialoog** umgewandelt wurde: smarte, moderne Typographie, aber leider keine Käufer! Heute hat es eine zwölfseitige Klubzeitung für die Mitglieder der holländischen Vereinigung abgelöst, die den zungenbrecherischen Titel **De Schaa- kelkrant** trägt. In der Schweiz hat man den Versuch unternommen, den Kreis unter dem Namen **Club 68** fortzusetzen. Dieser ist eine grossflächige Angelegenheit im Zeitungsformat, die nur wenige Seiten umfasst; bisher sind drei Nummern erschienen, und sein weiteres Schicksal ist ungewiss. In Deutschland hält **Der Weg** noch immer die Stellung; er erscheint monatlich in 700 Exemplaren, also in einer Auflage, die auch den hartnäckigsten Herausgeber veranlassen müsste, die Flinte ins Korn zu werfen.

(Die Situation des Weg wird ausserdem noch dadurch erschwert, dass der Redakteur Wolf Prien von Jahresanfang bis vor kurzem mit einem schweren Herzleiden im Krankenhaus lag, und die deutschen Behörden ein Verfahren wegen „Kuppelei“ gegen ihn eingeleitet haben.

Der Grund? Nichts anderes als ein paar unschuldige, neutrale Bekanntschaftsannoncen, die der Redakteur selbst verfielfältigt und den Abonnenten als loses Blatt beigelegt hat! Unter solchen Umständen kann man kaum erwarten, dass sich jemand findet, der die Zeitschrift weiterführen will!)

Die Konkurrenz seitens der vielen Porno-Magazine wurde auch als ein Grund für das Ableben der homophilen Presse angeführt. Nun, dass ein gewisser Prozentsatz der Leser untreu wird, wenn er anderswo schärfere Sachen bekommen kann, leuchtet ein. Andererseits glaube ich aber nicht an eine lange Lebensdauer der Pornowelle. Die Entwicklung in Dänemark scheint nämlich dahin zu gehen, dass man den kümmerlichen Rest des Pornographie-Paragrafen (§234 DstG) bald zu beseitigen gedenkt. Höchste dänische Behörden haben das schon wiederholt durchblicken lassen. Geschieht das aber, so wird der Markt im Laufe eines halben Jahres mit scharfen Sachen überschwemmt; und nach Ablauf dieser Zeit gelangen die Erzeuger dann zu der gleichen bitteren Erkenntnis wie die Porno-Buchverleger des vergangenen Jahres: der ganze Plunder ist nicht an den Mann zu bringen!

Auch in Skandinavien sieht die Lage düster aus. Das schwedische Följeslagaren, Organ des „Reichsverbandes für sexuelle Gleichberechtigung“, hat schon vor zwei Jahren sein Erscheinen eingestellt. In Dänemark liess der „Forbundet af 1948“ seine Zeitschrift Pan stillschweigend eingehen,

S. 4

wonach er ein vervielfältigtes monatliches Rundschreiben an seine Mitglieder ergehen liess. Der schweizerische Club 68 ist ein bescheidener Erbe des „Kreis“: man hat eine verhältnismässig stattliche, dreisprachige Zeitschrift von unbestreitbarem literarischem Wert auf eine armselige Drucksache von zwölf Seiten reduziert. man hat auch keine wirtschaftliche Grundlage, auf der man aufbauen könnte – und so verwendet man zum Beispiel alte Klischees, die man sich offenbar von einem Herrenmodemagazin geliehen hat, und stellt die Texte eher nach vorhandenen Manuskripten zusammen als nach einer bestimmten redaktionellen Linie.

Nun könnte man sich vielleicht zu der Annahme verleiten lassen, dass die „Überlebenden“ einer solchen Epidemie mehr verkaufen oder in anderen: Je mehr Zeitschriften eingehen, desto mehr Exemplare setzen die Überlebenden ab. Das trifft aber keineswegs zu. Der Absatz von „eos“ ist durch Jahre gleichmässig angestiegen und tut das auch heute noch; es ist freilich keine so kräftige Steigerung, wie sie ein Redakteur gerne sähe. „amigo“ ist dagegen in stärkerem Aufschwung begriffen, besonders nach der grossen Ausweitung mit Jahresbeginn 1968; aber wir im „eos-Haus“ haben nicht den Eindruck, die Erbschaft anderer, nicht mehr bestehender Zeitschriften angetreten zu haben. Dass zum Beispiel ein paar männliche Bildermagazine einstweilig oder für immer den Verkauf eingestellt haben, hat unsere Verkaufszimmern nicht im geringsten beeinflusst. Der Prozentsatz an neuen Lesern liegt bei „amigo“ auf über 90, bei „eos“ auf 86. Aber der Zuwachs an neuen Lesern scheint eher von jener Gruppe zu kommen, die von der Existenz einer homophilen Presse bisher keine Ahnung hatte, als von den „heimatlosen“ Abonnenten eingegangener Zeitschriften. Warum aber geht es den meisten anderen Zeitschriften so furchtbar schlecht?

Diese Frage kann nur zielführend beantwortet werden, wenn man die Möglichkeit hat, jeden einzelnen Leser zu fragen, warum er eigentlich diese kauft; das heisst also sie umzukehren, sie im Negativ zu stellen. Eine solche Möglichkeit besteht aber nicht; diese Frage kann nicht beantwortet werden. Ein Fragebogen kann nur Hinweise liefern, aber keine Richtschnur, denn nur ein geringer Prozentsatz der Leser gibt sich die Mühe, den Vordruck auszufüllen und einzuschicken.

Über zwei Dinge, welche die homophile Presse berühren, haben wir indessen im Lauf der letzten Jahre Klarheit gewonnen; und hier waren es wieder „umgekehrte“ Resultate, nämlich Hinweise wie man eine homophile Zeitschrift nicht machen soll. Zunächst einmal kann eine solche, die aus einem Gefühlsmischmasch besteht, nicht abgesetzt werden, und das Dilemma von „Kreis“ und „Weg“ zeigt, dass man den Lesern auch nicht fortwährend geschichtliche und kulturelle Themen in den Kopf stopfen darf. - Die Leute mit Sex zu mästen, geht auf der anderen Seite auch nicht. Wenn ein Blatt wie das dänische „Weekend-Sex“ (das natürlich „stocknormal“ ist) trotz der kostenlosen Pressereklame, welche die zahlreichen Polizeiaktionen nun einmal mit sich bringen, immer noch an die zehntausend Exemplare (und nicht mehr) verkauft, muss man erkennen, dass es auch nicht genügt, den Lesern mehr oder minder geschmackvolle Sexbilder und Sextexte zu servieren, um den Kopf über Wasser zu behalten.

Dies ist keine Klage über sinkende Absatzziffern, wie es auch keine Jeremiade über die Zeit im allgemeinen ist. Wir haben nur Grund, zufrieden zu sein; aber wir vergessen darüber nicht der Menschen, die viel Geld geopfert haben und eine Unmenge Arbeit in die Sache steckten und die wohl auch eine gehörige Portion Mut brauchten, um ihre Zeitschrift herzustellen.

Diese Redakteure und Herausgeber, die unter widrigen Umständen ausgeharrt haben und schliesslich doch aufgeben mussten, sollen unseres Dankes versichert sein; sie alle habe nicht gezögert, sich zur Stelle zu melden, als die Zeit nach ihnen rief und ihr Einsatz der gemeinsamen Sache dienlich war.

Kim Kurt (in einer Ausgabe von „amigo“, Ende 1967, Aus der redaktion – wie geht's? danke, gestern gings' noch!)

Auf der Suche nach einer schwulen Identität

Ein Essay von Thomas Roth. Sich mit dem „anderen Sex zu befassen“ – nicht nur leidenschaftlich und geil – heisst auch, darüber nachzudenken, um nicht unter Repressionen körperlicher und geistiger Art zu verenden.

Hier wird ein Essay vorgelegt, schwule Existenz spekulativ zu beschreiben und Gedanken vorzulegen, die es uns ermöglichen könnten, für uns und innerhalb der Umwelt geistig zu existieren.

Ich begrüsse jeden Ansatz zur Emanzipation und vor allem zu einer Sinngebung. Denn die angebliche „Unsinnigkeit“ unserer Sexualität und unseres Lebens kann uns zerstören! *Peter Thommen*

> swiss gay essay Nr. 3, Mai 1996 (PDF auf swissgay.info)

„Wollt Ihr Minderheitenpflege oder Integration?“ (du&ich 1971)

Auf der einen Seite wollen wir eine Zeitschrift machen, die den Homophilen das Gefühl gibt, „jemand zu sein“, die sie unterhält und die überdies Vorurteile und Komplexe abbaut. Auf der anderen Seite arbeiten wir mit der Zielvorstellung „Integration in die Gesellschaft“. Wie soll man nun einen Integrationsprozess einleiten, wenn man ständig darum bemüht sein muss, die gesellschaftliche Aussenseiterposition zu unterstreichen, um dem homophilen Leser „seine“ Zeitschrift vorzusetzen?

Um das Ziel der Integration zu erreichen, müsste man der Tatsache Rechnung tragen, dass „hetero“ und „homo“ zwei Extremfälle des Sexualverhaltens darstellen, während sich das Sexualverhalten von 80 % aller Menschen nachweislich auf dem breiten Spektrum der Varianten abspielt, das dazwischen liegt. Man dürfte die Homophilie nicht als eine Besonderheit behandeln und nicht ständig von einer homophilen Minderheit reden, denn Minderheitenpolitik und Aussenseiter-Publizistik lassen jene Schwarz-Weiss-Malerei entstehen, die jeder Integrationsbestrebung zuwiderläuft. Als Redaktor einer homophilen Zeitschrift muss man es lernen, schizophoren zu denken: Wohin.

Ohne die Zielvorstellung (Integration) aus dem Auge zu verlieren, soll man eine Zeitschrift machen, die „ankommt“ und – zu verkaufen ist. Verkaufen lässt sich erfahrungsgemäss und tragischerweise aber nur ein Homophilenblatt, das immer wieder die „besondere Note“ homophiler Lebensart herausstreicht, regelmässig betont, welche tollen Kerle wir sind und auf diese bauchkitzelnde Art einer permanenten Distanzierung von der übrigen Gesellschaft in die Hand arbeitet.

Angesichts dieser Situation kann man tatsächlich nur fragen, wohin das alles zielt. Wir stellen die Frage aber nicht mit Resignation, wir sind vielmehr froh darüber, endlich auf das Kernproblem gestossen zu sein. Eine Patentantwort haben wir nicht parat, aber wir rechnen nicht ohne Optimismus mit einer Reaktion unserer Leser, denen die Problematik unseres Anliegens als Diskussionsgrundlage dienen soll und schliessen diese Betrachtung deshalb mit der fast demagogisch klingenden Frage: Wollt Ihr Minderheitenpflege oder Integration?“ (*du&ich 1'1971*)

(Die „Homo-Postille“ erschien erstmals am 1. Oktober 1969, einen Monat nach der Strafrechtsreform in der Bundesrepublik Deutschland. 1971 wurde eine Umfrage durchgeführt, denn es gab ja noch keine „Marktanalysen“. PT)

„Wir wollten testen, ob und wie tief es nach zweijähriger publizistischer Arbeit ins Bewusstsein unserer Leser eingedrungen ist, dass die aus der homosexuellen Veranlagung resultierende Problematik eine gesellschaftspolitische Angelegenheit ist. Monatelang haben wir immer wieder versucht, der Leserschaft unseres Magazins vor Augen zu führen, welche Ursachen ihre Diskriminierung und ihr Aussenseitertum haben und welche Auswege es gibt. Monatelang haben wir alles darangesetzt, unsere Leser zum sozialen und politischen Engagement aufzurufen (1) und sie auf diese Art aus dem Schmollwinkel herauszulocken. Und das Resultat? Kaum haben wir einen Artikel veröffentlicht, in dem unrealistisch-schwafelnd die Behauptung aufgestellt wird, die gesellschaftspolitische Seite des Problems stünde wohl doch nicht so sehr im Vordergrund, da kommen auch schon die applaudierenden Zuschriften ins Haus geflattert!

Wir rechneten mit empörten Briefen derer, die uns immer wieder versicherten, mit unserer Linie einverstanden zu sein; stattdessen kommen ganze Stapel von Bravorufen.

Wir sind ehrlich enttäuscht. Nicht so sehr über unsere Leser, wie über uns selbst, denen es nicht gelungen ist, unsere Meinung so überzeugend vorzutragen, dass auch der letzte verklemmte Oberlehrer merkt, welche Kräfte daran schuld sind, dass wir Homosexuellen noch immer die Neger Mitteleuropas sind und welche Möglichkeiten es gibt, diesen Zustand zu verändern.

Leider ist auch die Zeitungsmacherei ein Geschäft, dessen Abwicklung von Angebot und Nachfrage bestimmt wird. Wir müssen uns also weitgehend nach Ihren Wünschen richten und stellen Sie deshalb vor die Alternative: Wollen Sie ein „Homo-Jasmin“(2), das die schöne heile Welt der Schwuchtel in ihrer ganzen, unrealistischen Pracht zeigt, oder wollen Sie ein Homo-Konkret (3), das die Dinge beim Namen nennt, „Scheisse“ sagt, wenn „Scheisse“ gesagt werden muss und seinen Teil zur Bekämpfung der gesamtgesellschaftlichen Misere beiträgt?“ (*du&ich August 1971*)

1) In der Juli-Nummer 1971 berichtete Alexander Ziegler von den „Jugendunruhen“ in Zürich.

2) Jasmin war damals „die Zeitschrift für das Leben zu zweit“.

S. 6 3) „Konkret“ war eine politisch links stehende Zeitschrift mit etwas Pornografie angereichert.

Von der Telearena 1978 zur Partnerschafts-Arena 2005 8.6.05

Gedanken auf die schwullesbische Zeit nach dem 6. Juni 2005

Von Martin Fröhlich, Bern (Mitglied der HAB)

Im Mai 1978 wurde die Telearena über Homosexualität am Schweizer Fernsehen ausgestrahlt, wo im Rahmenstück Matthias Gnädinger als schwuler Barman das später geflügelte Wort "*Gsehsch nid, dass i im Stress bi, Zwätschge?*" zum ersten Mal aussprach und eine Lesbe, weil sie ihren vorbereiteten Text nicht ablesen durfte, zu dichten begann: "Das macht mi suur, Herr Indermuur"...

Am 6. Mai 2005 diskutierte eine "hochkarätige" Runde in einer Abstimmungsarena unter dem Titel Partnerschaftsgesetz. Blocher war in die Arena gestiegen, Schreinermeister Bortoluzzi von Affoltern a.A. war da, ebenso der "Schwellenruedi" Aeschbacher, Pfarrer Wipf, Claude Janiak und andere mehr. Um es grad vorweg zu sagen: Noch immer wurde darüber diskutiert, ob Homosexualität mit der Bibel vereinbar sei, noch immer wurde auf und zwischen den Zeilen vom "Menschenbild" gesprochen (wie wenn es auf das Bild ankäme und nicht auf die realen Menschen), das ER als Mann und Frau geschaffen habe u.s.w.

Ich fragte mich noch während der Sendung, was sich denn in den 27 Jahren seit der berühmt-berüchtigten Telearena eigentlich geändert habe, denn die Diskussion verlief noch in den selben Bahnen wie damals. Die unterschwellige Angst der Mitglieder des Referendumskomitees (alles Leute über 60), die als Twens die 68er-Kravallo (auf der falschen Seite) mitbekommen hatten, war fast mit Händen zu greifen – wie damals.

"Unsere Leute" haben sich taktisch klug verhalten. Sie haben sich wohl keine vorher durchaus willigen ZuschauerInnen zu Gegnern gemacht, also der Sache der Abstimmung nicht geschadet – aber ob sie damit der Sache der Lesben und Schwulen über das Partnerschaftsgesetz hinaus genützt haben, scheint mir nicht so sicher. Ja, was ist denn noch? höre ich fragen.

Ja, was ist denn noch?

Das wird die grosse Frage der Zukunft sein für diejenigen, die nicht gerade selig mit ihrem angetrauten Thai-Partner ins Bett hüpfen und die Welt um sich herum vergessen, für diejenigen, die nicht gerade am Testament schreiben sind, in dem nun hoffentlich mit vornehmer Schadenfreude ihre leibliche Familie auf den Pflichtteil setzen, für diejenigen, für die ihr schwullesbisches Leben genau gleich weiter geht wie vor der Abstimmung.

1. Wir sind immer noch Menschen zweiter Klasse, denen man prinzipiell verbietet Kinder zu zeugen, zu gebären und aufzuziehen.
2. Wir sind – mindestens nonverbal – auch der Meinung, dass wir diese Kinder mit unserem Schwul- oder Lesbischsein anstecken könnten, was doch unbedingt verhindert werden muss.

Wir sind immer noch – und mit unserer Zustimmung – wie jene "Landstrasse", der man im 2. Weltkrieg und danach die "Kinder der Landstrasse" weggeholt hat, weil diese Kinder sonst von ihren Eltern, diesen asozialen Elementen, schlecht beeinflusst werden könnten.

Die nächsten Ziele

Ich kann akzeptieren, dass die Abstriche gegenüber der "Ehe" aus abstimmungstaktischen Gründen hingenommen wurden, weil – leider – in der ganzen Entwicklung, die nun zur Abstimmung führt, nur taktisch gedacht wurde, aber nie strategisch. Ich kann das Partnerschaftsgesetz zur Not als taktisches Ziel akzeptieren. Aber die strategischen Ziele müssen ganz andere sein.

1. Rechtliche Gleichstellung aller sexuellen Orientierungen, die nicht auf körperliche oder seelische Gewalt am Partner hinauslaufen
2. Abbau von Vorrechten einzelner Partnerschaften gegenüber anderen
3. Materielle Absicherung aller, unabhängig von Geschlecht oder Alter

Was heisst das nun?

Diese Schlagwörter benötigen einige Erklärungen: Es ist die Lebenslüge der EVP, SVP und CVP, dass die Ehe die Grundlage der Gesellschaft sei. Diese Grundlage bilden die Kinder, die auf die Welt kommen.

Sie bedürfen tatsächlich des Schutzes durch die Allgemeinheit. Es ist ja nicht wahr, dass Kinder immer in Familien hineingeboren werden. Viele kommen "unehelich" zur Welt – und werden prompt diskriminiert. Viele verlieren ihr Elternpaar durch Scheidung – und haben ein Leben lang unter den Folgen der gescheiterten Ehe ihrer Eltern zu leiden. Viele leben mit unfähigen Müttern und trunksüchtigen oder pädosexuellen Vätern zusammen, und die Folgen dieser Kindheit sind womöglich noch gravierender als jene der Scheidungen. Das ist die gesellschaftliche Realität. Der "Schutz von Ehe und Familie" sorgt lediglich dafür, dass die unfähigen Mütter und trunksüchtigen oder pädosexuellen Väter keine Konsequenzen für die Verbrechen an ihren Kindern zu befürchten haben. Nicht umsonst sprechen Fürsorgeorganisationen von sehr hohen Dunkelziffern im Bereich der innerfamiliären Verfehlungen und Verbrechen.

Das Institut der Ehe ist des Schutzes, das es heute geniesst, nicht würdig – und es behaftet die Menschen beiderlei Geschlechts auf der Vorstellung von Mammi und Pappi als Schloss und Schlüssel zum Glück. Partnerschaften, die das Recht auf eigene Intimsphäre haben müssen, bestehen sicher nicht notwendigerweise aus einer Frau und einem Mann, auch nicht aus zwei Männern oder zwei Frauen. Wie sich diese Verpartnerung zusammensetzt, geht niemanden etwas an, wohl aber die Tatsache, dass sie existiert und ihre Intimsphäre nach aussen schützen will. Diesen Schutz zu gewähren, ist Sache des Staates. Er übt den Schutz aus durch Gesetz und Gericht.

Deshalb:

1. Rechtliche Gleichstellung aller sexuellen Orientierungen, die nicht auf körperliche oder seelische Gewalt an Partnern hinauslaufen.

Da die Menschen nach Menschenrechten und Verfassung alle gleiche Rechte haben, haben auch aus Menschen gebildete Verpartnerungen alle die gleichen Rechte. Es ist nicht einzusehen, weshalb nur Partnerschaften, die aus einem Mann und einer Frau bestehen, vor anderen Verpartnerungen mehr Rechte haben sollen, wie Kinder bekommen und Kinder aufziehen. Im Gegenteil: Wo immer Menschen in der Lage und Willens sind, Kinder mit ihrem Geschrei, mit ihrer Quengelei, mit ihrem Trotz- und Flegelalter grosszuziehen, ganz wurscht, ob sie sie selber gezeugt und geboren, oder sich sonst für sie verpflichtet haben, verdienen den Dank und die Unterstützung der Allgemeinheit in Form des Schutzes durch den Staat. Das bedingt aber auch eine Aufsicht durch den Staat (diese gibt es heute schon und heisst Vormundschaftsbehörde, die heute dank des "Schutzes von Ehe und Familie" erst eingreifen kann, wenn die Töchter vergewaltigt und die Söhne lebensgefährlich verprügelt sind – oder umgekehrt). (Jetzt KESB, PT)

2. Abbau von Vorrechten einzelner Partnerschaften gegenüber anderen.

Heute unterscheiden sich die Rechte von Kindern gegenüber ihren "Familien" nur dem Grade nach von den Rechten von Kälbern im Freilaufstall einer Viehzucht: Sie haben keine – oder nur schwer er-streitbare – Rechte, weil sie materiell von ihrer "Familie" völlig abhängig sind. Das gilt in ähnlicher Weise auch für alte Menschen. Wenn aber alle Menschen, weil sie "da" sind, ihr Auskommen hätten, so ähnlich wie die Kranken-Grundversicherung, entstünde ihnen daraus eine gewisse Unabhängigkeit und daraus ein Anreiz, für jene zu sorgen, die diese Fürsorge brauchen.

– – – Uh, da höre ich ein Geschrei: "Das ist doch Utopie!" und "Das ist politisch doch nicht durchsetzbar!" Klar! Heute nicht. Mit den Schwulen und Lesben, die sich für ein halbherziges Partnerschaftsgesetz ihr Recht auf Gleichberechtigung "abkaufen" lassen, ist das nicht zu machen. Aber wer den ersten Schritt nicht wagt, wird nie ans Ziel kommen. Wir waren uns in den 1970er Jahren sicher, dass wir Schwulen und Lesben, dank unserer Unabhängigkeit von Ehe und Familie, eine Art Vorreiterrolle in der Entwicklung neuer Gesellschaftsstrukturen spielen. Diesen Aufbruch wünschte ich mir auch jetzt! Es war strategisch wohl problematisch zu sagen: "Wir wollen auch... (Partnerschaftsgesetz)." Strategisch verdientvoll wäre es zu fordern: "Wir sollten alle gleichberechtigt..."

Deshalb das langfristige Ziel:

3. Materielle Absicherung jedes einzelnen Menschen, unabhängig von Geschlecht, Alter, Hautfarbe u.s.w. Es ist mir eine grosse Sorge, dass nun, nach der wahrscheinlich gewonnenen Abstimmung (denn ich glaube nicht, dass der "Schwellenruedi" Aeschbacher und der Schreinermeister von Affoltern in der Arena punkten konnten), Männlein (hoch 2) und Weiblein (hoch 2) vor lauter Glück vergessen, dass das strategische Ziel, die wirkliche Gleichstellung aller Menschen vor dem Gesetz, noch lange nicht erreicht ist.

Martin Fröhlich (*HAB-info Juni 2005*) (*Besten Dank, den Text auch in meinem Senf/swissgay publizieren zu können!*)